

Die

Mystik des Traumes

und ihre

wissenschaftlichen Grundlagen

von

Dr. med. Georg Lomer

Nervenarzt

DIESER DRUCK DIENT AUSSCHLIESSLICH DER
ESOTERISCHEN FORSCHUNG UND
WISSENSCHAFTLICHEN
DOKUMENTATION.

Für Schäden, die durch Nachahmung entstehen, können weder Verlag
noch Autor haftbar gemacht werden.

© Copyright: Irene Huber, Graz 2007
Verlag: Edition Geheimes Wissen
Internet: www.geheimeswissen.com



Alle Rechte vorbehalten.
Abdruck und jegliche Wiedergabe durch jedes Bekannte, aber auch heute noch unbekanntes
Verfahren, sowie jede Vervielfältigung, Verarbeitung und Verbreitung (wie Photokopie,
Mikrofilm, oder andere Verfahren unter Verwendung elektronischer Systeme) auch
auszugsweise als auch die Übersetzung nur mit Genehmigung des Verlages.

ISBN 978-3-902646-07-1

Inhalt.

	Seite
1. Kapitel. Zur Psycho-Physik des Traumes	5
2. Kapitel. Der Traum als Gleichgewichtsstörung	19
3. Kapitel. Der geistige Körper und seine Wirkungsart	38
4. Kapitel. Der Traum und die Toten	57



1. Kapitel.

Zur Psychophysik des Traumes.

Bewusstsein heißt: sich selbst in seinem Verhältnis zur Umwelt empfinden. Bewusstsein ist kein stabiler, sondern ein im Strome der Eindrücke ständig wechselnder Zustand. Er ist verschieden am Abend oder Morgen, in gesunden oder kranken Zeiten, in Freude oder Schmerz. Man empfindet sich hier wie dort als „ein ganz anderer Mensch“ - und ist es auch; ein Sammelpunkt, in dem immer neue Kraftströme - und auch Stoff ist Kraft! - wechselnd sich schneiden.

Immerhin lassen sich zwei große Gruppen von Bewusstseinsqualitäten unterscheiden. Das Tages- oder Wachbewusstsein einerseits, das Nacht- oder Traumbewusstsein andererseits. Beide haben Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten.

Gemeinsam ist ihnen vor allem die unveränderlich bestehende Ichempfindung; der erwachende Träumer weiß unverrückbar, dass er und der Träumer ein und dieselbe Person sind. Das Ichbewusstsein erfährt also keine Unterbrechung. Gleich bleibt auch die Formensprache beider Wahrnehmungsarten, die sich im Wachen wie im Traume derselben, durch die Sinne geprägten Erkenntniszeichen bedient. Der alte, klassische Satz: „Nichts ist im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen war“ ist, in diesem Sinne verstanden, richtig. Allerdings auch nur in diesem Sinne.

Die bunte Wahrnehmungswelt des Tages liefert also das Aufbaumaterial nicht nur für unser gesamtes Denken, das ja wesentlich nur ein Zu-einander-in-

Beziehung-setzen der verschiedenen Sinneseindrücke ist, sondern auch für das Traumleben. Niemals könnten wir Wahrnehmungsformen träumen, die nicht unter eines der bekannten Sinnesgebiete fielen. Die Sinne allein sind das Tor, durch das die grobstoffliche, an Zeit und Raum gebundene Welt des Tages, die körperliche Außenwelt, in uns eintritt.

Wo liegen nun die Verschiedenheiten zwischen Wach- und Traumbewusstsein? Zunächst in der Illusion der Willensfreiheit, die das erstere in weit höherem Grade auszeichnet als das letztere. Der Tagesmensch ist sich ja selten klar, dass all sein Wählen und Handeln letzten Endes nichts ist, als ein - mehr oder weniger verschleierter - Kampf der Motive, in dem schließlich das stärkste siegt. Meist glaubt er an die Freiheit seiner Entschlüsse, hat eine hohe Meinung von seiner Kritik, seinem Urteil, und erkennt nur in seltenen, begnadeten Augenblicken, dass die schwersten Entscheidungen, die für sein ganzes Leben wichtigsten inneren Wendungen niemals errechnet und erklügelt werden, sondern aus weit größerer Tiefe quellen.

Der Traummann dagegen kennt ein Schwanken, ein Überlegen der Regel nach überhaupt nicht; er begibt sich nicht willkürlich in diese oder jene Situation, sondern wird in sie hineinversetzt, ohne sein bewusstes Zutun. Er ist Spielball von Kräften, die er nicht beherrscht, denen er von vorne herein mit gebundenen Händen überantwortet ist. Ein Spiel wird mit ihm getrieben, gegen das er sich nicht wehren kann, in dem er mehr Objekt ist, als Subjekt! - Wer aber treibt dieses Spiel? Und welches sind seine Absichten?!

Diese Ausschaltung ernsthafter Kritik ist für den Traumzustand höchst bezeichnend und gibt uns einen wertvollen Fingerzeig über das physische Organ des

Traumbewusstseins.

Die Fähigkeit des begrifflichen und ursächlichen Denkens ist ausschließlich an das Großhirn des Menschen, namentlich an gewisse Teile der grauen Hirnrinde gebunden. Über die Entwicklung dieser wichtigen Organe muss sich also klar sein, wer das folgende richtig verstehen will.

Die erste Gehirnentwicklung in der aufsteigenden Tierreihe geht auf die Wirbellosen zurück. Eines der die Körperfunktionen regelnden und leitenden Nervenzentren, und zwar das höchstgelegene, das so genannte Dorsal- oder Rückenganglion, übernimmt die Führerrolle über die anderen Ganglien. Es wird Ursprungsgebiet der höheren Sinnesnerven und maßgebende Bewegungszentrale des ganzen Körpers. Das erste derartige echte Gehirn haben die Raupen, in höherer Ausbildung zeigen es schon die Insekten und Krebse. Hier, bei den höheren Gliedertieren, findet nun aber eine Arbeitsteilung statt, und als Bewegungszentrale für die Eingeweide entwickelt sich ein besonderes, das so genannte sympathische Nervensystem. Von da an ist die Dreiteilung in Gehirn, Rückenmark, Sympathikus, durchgängige Regel. Das Gehirn als oberste Instanz, das Rückenmark in der Hauptsache ihm untergeordnet, das sympathische System dagegen als selbständige Zentrale, sozusagen mit eigener Verantwortlichkeit.

Im Leben aller dieser Tiere spielt der Instinkt eine ausschlaggebende Rolle. Instinkte sind ererbte Reflexe d. h., zweckmäßige Handlungen, die auf bestimmte Reize hin eintreten und gewissermaßen fleischgewordene Gewohnheiten, psychische Automatismen sind (Zellenbau der Bienen, Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungsinstinkte usw.). Sie beruhen auf Erfahrungen der Gattung und müssen, nachdem einmal die Zentralisierung der Körperleitung stattgefunden hat, als solche natürlich ihr Organ

in den entwicklungsgeschichtlich ältesten Teilen der Hirnzentrale haben.

Diese Hirnzentrale baut sich nun im Laufe der aufsteigenden Entwicklung mehr und mehr aus. Über Fisch, Amphibium, niederes Säugetier läuft die Kette zum höheren Säugetier und endlich zum Menschen. Und immer ist der Instinkt der getreue Eckart, der Kompass, der die Gehirnwesen auf ihrer Lebensfahrt begleitet.

Freilich gilt dies nur mit Vorbehalt. Die Instinkte sind nämlich - und das ist begreiflich - keineswegs unfehlbar! Ja, sie können unter Umständen ganz nutzlose, also zweckwidrige Handlungen herbeiführen. Die Biene sammelt Honig selbst in einem winterlosen Klima, die brütende Henne bleibt auf einem ihr untergelegten Kieselsteine sitzen; wenn Hunde sich auf einer harten Fläche niederlegen wollen, so gehen sie meist im Kreise herum und kratzen den Boden mit ihren Vorderpfoten, als wollten sie das Gras niedertreten und sich eine Grube scharren, wie es gewiss ihre wilden Vorfahren taten.

Die vielgerühmten Instinkte arbeiten also unvollkommen und sind verbesserungsbedürftig. Es ist durchaus notwendig, dass zu den Erfahrungen der Gattung immer wieder die Erfahrung des Einzelwesens tritt und jene bestätigt, verbessert oder berichtigt. Diese Aufgabe erfüllt der Verstand oder Intellekt, dessen systematische Weiterentwicklung sich organisch auf die Entwicklung namentlich des Großhirns stützt.

Noch beim Haifisch ist das Großhirn nichts als das Riechzentrum. „Der Geruch macht seinen Verstand aus“*). Eine Hirnrinde haben weder Fische noch Amphibien. Die Schlangen, Krokodile, Schildkröten, zeigen

*) Dies und die folgenden Sachangaben nach Prof. Dr. Paul Schultz, Gehirn und Seele, Vorlesungen, herausgegeben von Dr. Herrn. Beyer, Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1906, S. 109 ff.

schon eine Vergrößerung von Großhirn und Kleinhirn, welch letzteres das Nackenhirn (auch „verlängertes Mark“ genannt) zum Teil überlagert. Der wesentlichste Fortschritt der Reptilien besteht aber in dem erstmaligen Auftreten einer unzweifelhaften Hirnrinde. Und gleichzeitig nimmt das Hirngewicht *) ganz erheblich zu.

Es ist nun eine eigenartige Tatsache, dass Verstand und Instinkt immer in einem ganz bestimmten Wechselverhältnis stehen. „Je mehr Instinkt“, drückt Paul Schultz dies aus, „umso weniger Verstand und umgekehrt“ **).

Dazu kommt noch die zweite, äußerst wichtige Tatsache, „dass in der Tierreihe, je höher wir hinaufsteigen, der Instinkt immer mehr zurücktritt und der Verstand immer mehr zunimmt.“ Die größtbekannte Zunahme unter allen Wesen zeigt er aber beim Menschen selbst. Die organische Unterlage dieses Prozesses gestaltet sich so:

Die erste Hirnanlage entwickelt sich aus den 3 sog. primären Hirnbläschen, die sich zu Vorder-, Mittel- und Hinterhirn ausgestalten. Alle Geistestätigkeit bei Tier oder Mensch besteht im Grunde nur in gewissen Wechselbeziehungen zwischen Empfindung und Bewegung. Bei den niederen Wirbeltieren erschöpfen sich diese in solchen Empfindungen und Bewegungen, die der

*) Das Körpergewicht = 1000 gesetzt, macht das Gehirngewicht bei den Fischen nur etwa den 0,17. Teil, bei den Reptilien schon den 0,75. Teil davon aus. Bei den Vögeln ist es gar der 4,7., den Säugetieren der 5,3. und endlich beim Menschen der 20. Teil.

**) Sehr klar drückt sich dieses Verhältnis beim Menschen im Gegensatz von Mann und Weib aus. Der Mann als Verstandes-, das Weib als Instinkt- oder Triebwesen sind entgegengesetzte Pole, die erst in der Vereinigung eine Einheit bilden. Der sog. „physiologische Schwachsinn des Weibes“ (P. Moebius) hat sein natürliches Gegenstück in einer physiologischen Instinktschwäche des Mannes. Die Stärke der einen Partei ist die Schwäche der anderen. Und das hat auch für gewisse magische Fähigkeiten der Geschlechter seine Bedeutung.

Ernährung und Fortpflanzung dienen. Diese Tiere führen vorwiegend ein Instinktleben und besitzen in den 3 primären Hirnbläschen, besonders im Mittel- und Hinterhirn die entsprechenden Zentren. Je höher wir aber in der Stufenfolge menschenaufwärts kommen, umso feiner bilden sich die Sinnesorgane aus (bis zum menschlichen Übersinn, der Naturwissenschaft mit ihren zahllosen Hilfsmitteln), um so mehr nimmt Zahl und Sonderung der Muskeln zu (bis zum menschlichen Übermuskel, der Technik), um so reicher werden also die Beziehungen zur Außenwelt, um so vielgestaltiger die Kombinationsmöglichkeit der einlaufenden Reize, kurz: um so größer wird Möglichkeit und Bestreben, neue Erfahrungen zu sammeln und nach ihnen die endgültige Stellung zur Umwelt zu regeln.

Dazu reichen aber die bisherigen Hirnzentren, der Hirnstamm, nicht mehr aus. So entwickeln sich denn aus ihnen als „sekundäre Bläschen“ das Kleinhirn und vor allem das Großhirn. In diesem wiederum ist es hauptsächlich das Vorderende, also der Stirnteil, der dem wachsenden Verstande parallel geht und beim Menschen seine größte Mächtigkeit erreicht. Auf den Hirnstamm oder das Althirn pflanzt sich also ein Neuhirn, das gewissermaßen wie ein Hemmschuh auf das reine Instinktleben des Althirnes drückt; wir hörten ja: je mehr Intellekt, umso weniger Instinkt! - Da nun ohne Zweifel das Gehirn unser Bewusstseinsorgan ist, so kann man also auch sagen: Je mehr Intellekt oder Neubewusstsein, umso weniger Instinkt oder Altbewusstsein, und umgekehrt.

Zwischen Alt- und Neuhirn, Verstand und Instinkt herrscht also Rivalität, Streit um den Vorrang. *) Es ist der

*) Hier ein Beispiel: Die Gabe, mit großen Zahlen umzugehen, hat mit dem eigentlichen Verstande nichts oder fast nichts zu tun; sie bekundet sich in diesen Fällen vor jeder Erziehung und von den ersten Kinderjahren an. So bei Ampère, Gauß und Whateley mit drei, bei Colburn und Safford mit sechs, bei Mangiamele mit zehn Jahren. „Gewöhnlich hält sie